

Geschlechtersoziologie als reflexive Wissenspraxis¹

Ich möchte meine Antrittsvorlesung dafür nutzen, Ihnen mein Verständnis von Geschlechtersoziologie zu erläutern. Der Kern dieses Verständnisses findet sich im Vortragstitel: Ich verstehe Geschlechtersoziologie als *reflexive Wissenspraxis*. Im Folgenden gehe ich auf drei Aspekte ein, an denen sich der spezifische Charakter der Geschlechtersoziologie meines Erachtens festmachen lässt: Erstens befragt die Geschlechtersoziologie soziologische Theorien im Hinblick auf ihre (androzentrischen) blinden Flecken. Zweitens nimmt sie in ihren Forschungsfragen gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags und der sozialen Akteur_innen eine kritische Haltung ein. Und drittens hinterfragt sie ihre eigene Position im Feld der Wissenserzeugung. Diese Befragung des eigenen Standpunkts ist aus meiner Perspektive der zentrale Aspekt von Reflexivität. Ich werde diesen Aspekt an Beispielen aus meiner eigenen Forschungspraxis erläutern.

Bevor ich mit meiner Darstellung beginne, möchte ich noch eine Randbemerkung machen. Sie betrifft den Rahmen meines Vortrags. Bourdieu hat ebenso trefflich wie kritisch darauf hingewiesen, dass es sich bei einer Antrittsvorlesung um einen Ritus „der Aufnahme und Einweisung“ handelt, der die Worte der Vortragenden „zu legitimerter Rede“ (Bourdieu 1991: 49) erhebt. „Die eigentümlich magische Wirksamkeit des Rituals“, so Bourdieu weiter, „beruht im stillschweigenden und unsichtbaren Austausch zwischen dem neu Eintretenden, der öffentlich sein Wort darbietet, und den versammelten Gelehrten, die mit ihrer korporativen Präsenz dafür einstehen, daß dieses Wort von den hervorragendsten Lehrern aufgenommen, nunmehr universell aufnehmbar, das heißt gebieterisch geworden ist.“ (ebd.) Diese gebieterische Haltung liegt mir fern. Aber da das Ritual keine Diskussion des vorgetragenen Standpunktes vorsieht, hat der Vortrag doch einen starken Mitteilungskarakter. Ich hoffe dagegen, dass die folgende Darstellung meines Selbstverständnisses als Soziologin und Geschlechterforscherin als Auftakt für eine solche Diskussion und Verständigung zwischen Ihnen und mir dienen wird. Damit komme ich zum ersten Punkt, an dem ich die Reflexivität der Geschlechtersoziologie fest mache.

1. Das Befragung soziologischer Theorien

Man kann die Geschlechtersoziologie anhand der Gegenstände oder auch Gegenstandsbereiche definieren, die sie untersucht. Typische Beispiele hierfür sind:

- die unterschiedlichen Biographien und Lebensweisen von Frauen und Männern,
- geschlechtsspezifische Sozialisation und die hierfür zentralen Institutionen: Familie, Kindergarten, Schule, Berufsausbildung, Universität,
- Phänomene der Arbeitsteilung,
- Berufe und die Position von Frauen und Männer darin.

So betrachtet, ist die Geschlechtersoziologie eine *Spezielle Soziologie*.

Diese Definition scheint mir vor allem für die Anfänge der Frauenforschung zutreffend. Denn in den 1970er Jahren mussten Soziologinnen dafür sorgen, dass Frauen und ihre Lebenswelten überhaupt in den Gegenstandsbereich der Soziologie kamen. Und das, obwohl die Klassiker des 19. Jahrhunderts – allen voran Marx und Durkheim – in ihrer Beschreibung der Arbeitsteilung der Geschlechterdifferenz einen zentralen Platz eingeräumt haben. Allerdings ging es der Frauenforschung bereits in den Anfängen um mehr als nur um einen neuen speziellen Gegenstand. Charakteristisch war für die Frauenforschung vor allem auch eine *Befragung soziologischer Theorien*. So

¹ Verschriftete und überarbeitete Version der Antrittsvorlesung am 19. Juni 2013, Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld

wurde beispielsweise danach gefragt, inwieweit die gängigen Gesellschaftstheorien an der systematischen Ausblendung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen aus den Analysen von Ungleichheit beteiligt sind. Das einschlägige Beispiel hierfür ist die Verortung von Haushalten in der Sozialstruktur. In den 1970er Jahren gingen Soziologen hierfür durchgängig vom Einkommen der Männer als Haushaltsvorstand aus. Die Schichtzugehörigkeit der Frauen wurde von der Position ihres Ehemannes abgeleitet. Soziologinnen machten darauf aufmerksam, dass längst nicht alle Männer in der Lage sind, einen Haushalt alleine zu erhalten und nicht alle Frauen nur dazu verdienen bzw. von dem Einkommen eines Mannes leben.

Diese Ausdifferenzierung der Schichtforschung durch die Frauenforschung implizierte noch eine Reihe anderer wichtiger Punkte: Während die traditionelle Schichtforschung eher statische Zustände beschrieben hatte, ging es nun um die *Dynamik von Lebensläufen*. Frauen, so wurde argumentiert, wechseln ihre Schichtzugehörigkeit häufig im Laufe ihres Lebens. Anja Meulenbelt hat dies in der folgenden Frage auf den Punkt gebracht: „Zu welcher Klasse gehört die Frau eines Arztes, die selbst ausgebildete Krankenschwester ist, aber ihren Beruf bei der Heirat aufgegeben hat, wenn sie sich scheiden lässt?“ (Meulenbelt 1993, 108).

Auch die überwiegend von Frauen geleistete Hausarbeit kam erst durch die Intervention der Frauenforscherinnen in den Blick der Soziologie. Mit dem von Regina Becker-Schmidt geprägten Begriff der *doppelten Vergesellschaftung* wurde auf den Balanceakt hingewiesen, den Frauen zwischen beruflichen und häuslichen Arbeiten ausüben. Und schließlich wurden erst in diesem Zuge die *unterschiedlichen Chancen* sichtbar gemacht, die Frauen und Männer am Arbeitsmarkt haben: Frauen haben nach wie vor weniger Chancen als Männer der gleichen Schicht, arbeiten im Rahmen des Beschäftigungssystems häufig auf niedrigeren Positionen als Männer und werden auf denselben Stellen schlechter bezahlt.

Soziologinnen stießen auf diese blinden Flecken der Soziologie nicht zuletzt deshalb, weil die von ihnen erfahrenen Diskriminierungen in den vorliegenden Gesellschaftstheorien gar nicht hätten analysiert werden können. Es handelte sich damals bei der Soziologie also nicht nur um eine „*frauenfreie*“, sondern auch um eine „*geschlechtsblinde*“ Disziplin (Nickel 2000, 130).

Das ist eine Weile her. Heute gibt es eine große Schnittmenge zwischen den Themen und Gegenstandsbereichen der Geschlechtersoziologie und anderen Speziellen Soziologien, wie z.B. der Familiensoziologie, der Körpersoziologie, etc.. Darüber hinaus wird Geschlecht in der Soziologie allgemein als zentrale Dimension sozialer Ungleichheit angesehen und untersucht. Hier in Bielefeld ergibt sich insofern eine interessante Spannung, als die Systemtheorie davon ausgeht, dass die Geschlechterdifferenz zunehmend irrelevant wird und insofern auch an Bedeutung verliert.

Eine reflexive Haltung drückt sich für mich gerade darin aus, dass sie nicht zu entscheiden versucht, welche erkenntnistheoretische Position die richtige ist – im Sinne eines Boxkampfes, der mit einem eindeutigen K.O. einer am Kampf beteiligten Person endet. Es geht vielmehr darum, darüber nachzudenken, was eine Theorie in den Blick bekommt und was nicht. Und bezogen auf die Analyse von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen geht es so gesehen immer auch darum, ob Theorien in und mit ihren Denkmodellen zur Reproduktion der Geschlechterordnung bzw. ihrer binär-hierarchischen Logik beitragen.

2. Die Kritische Haltung gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags

Die Reflexivität zeigt sich aber auch noch an einem zweiten Punkt, nämlich in der Art und Weise, wie ich als Geschlechterforscherin auf Geschlecht und Gesellschaft schaue und welche Forschungsfragen ich stelle. In diesen Fragen wird kurz gesagt gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags eine kritische Haltung eingenommen. Die zentrale Frage, in der diese Haltung zum Ausdruck kommt, lautet: Wie kommt es, dass bestimmte Dinge für die Gesellschaftsmitglieder selbstverständlich sind und als „normal“ gelten?

Etwas abstrakter könnte man sagen: Im Mittelpunkt der Geschlechtersoziologie – so wie ich sie verstehe und betreibe – stehen *Auseinandersetzungen um die Formen der symbolischen Aneignungsweise des Sozialen*. Es geht um die Mechanismen und Prozesse, in denen sich Bedeutungen von Geschlecht und die Klassifizierung nach Geschlecht durchsetzen sowie um die Frage, ob/wie in diesen Klassifizierungen Hierarchien und Machtverhältnisse hergestellt, reproduziert und aufrechterhalten werden. Dabei spielt eine Selbstverständlichkeit in der Geschlechterforschung eine zentrale Rolle: Für die meisten sozialen Akteur_innen ist es selbstverständlich, dass der Körper bzw. die primären Geschlechtsmerkmale die natürliche Grundlage unseres Geschlechts sind. Es scheint in der „Natur der Dinge“ zu liegen,

- dass wir nur *zwei Versionen* geschlechtlicher Körper kennen,
- dass unsere *Geschlechtsidentität* aus diesem Körper resultiert,
- dass die Menschen *dauerhaft* nur *ein* Geschlecht haben können und das *andere* begehren,
- und dass sie aufgrund ihres jeweiligen Geschlechtskörpers *kategorial verschiedene Wesen* sein müssen.

Und weil das alles „normal“ und „natürlich“ ist, ist es eben auch unvermeidbar. Diesen Glauben an die natürliche Existenz von Frauen und Männern hinterfragt und dekonstruiert die Geschlechterforschung. Gerade die historische Geschlechterforschung hat in ihren Analysen die Kontingenz dieser Vorstellungen sichtbar gemacht. Ich denke hier vor allem an die Arbeiten von Barbara Duden (1991), Claudia Honegger (1991) und Thomas Laqueur (1996). Sie zeigen, wie im 18. Jahrhundert gesellschaftliche Diskurse entstehen, in denen die geschlechtliche Andersartigkeit von Frauen und ihrer Kategorisierung als Naturwesen behauptet und damit die kategoriale Differenz zwischen den Geschlechtern erfunden und begründet wird. Nur unter Rekurs auf diese gesellschaftlichen Diskurse konnten den Frauen die Menschen- und Bürgerrechte aberkannt werden, in denen die Gleichheit *aller* Menschen kodifiziert und die feudalen Standesprivilegien überwunden wurden.

Die Geschlechterforschung fragt allerdings nicht nur, wie es zur Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit kommen konnte, sondern auch, wie es kommt, dass die Geschlechterordnung normalerweise ohne großen Widerspruch von den Menschen respektiert wird, obwohl sie voller Privilegien und Ungerechtigkeiten ist.

In der Antwort auf diese Frage wird das Verhältnis von Natur und Geschlecht umgedreht. Der Geschlechtskörper ist demnach nicht natürlich, sondern naturalisiert. Nicht nur zahlreiche Geschlechtertheoretiker_innen, sondern auch namhafte Soziologen (hier mit der Betonung auf männlichen Wissenschaftlern) haben auf diesen Mechanismus in seiner konstitutiven Bedeutung für die Reproduktion der Geschlechter- und die Gesellschaftsordnung hingewiesen. Zu nennen sind vor allem Goffman und Bourdieu.

Beide zeigen, wie der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtskörpern, den Goffman als minimal bezeichnet, zu einer „natürlichen Rechtfertigung“ eines gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern wird (Bourdieu 2005, 23). Der entscheidende gesellschaftliche Vorgang ist die Verwandlung „des kulturell Willkürlichen in Natürliches“ (Bourdieu 2005, 8, Herv. i.O.). Denn gerade weil die Geschlechterordnung in der natürlichen Geschlechterdifferenz von Frauen und Männern begründet ist, erscheint sie legitim.

Die Hinterfragung der Zweigeschlechtlichkeit als Naturtatsache habe ich hier angeführt, um zu verdeutlichen, wie die Geschlechtersoziologie die Selbstverständlichkeiten des Alltags zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht. Der zentrale Punkt ist, dass sich aus dieser Haltung auch spezifische Forschungsinteressen ergeben. Denn wenn nicht von der Natürlichkeit der Geschlechter ausgegangen wird, stellt sich beispielsweise recht grundsätzlich die Frage, wie Individuen überhaupt zu geschlechtlichen Subjekten werden. Wie und wo wird die symbolische Geschlechterordnung auf der Ebene der Individuen bzw. in ihnen real? Warum unterwerfen sie sich überhaupt der binären Ordnung? Und es stellt sich auch die Frage, welches die sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Mechanismen sind, in denen aus geschlechtlichen Unterschieden immer wieder Hierarchien und Machtverhältnisse werden.

3. Die Reflexion des eigenen Standpunktes

Was die Geschlechtersoziologie zur reflexiven Wissenspraxis macht, ist allerdings nicht nur ihre kritische Distanz gegenüber wissenschaftlichen Denkmodellen und gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Konstitutiv ist hierfür auch eine beständige Reflexion des eigenen Standpunktes und der eigenen Position im Feld der Wissenserzeugung. Mit Bourdieu könnte man auch sagen: Es geht darum, die „*Verkennungseffekte zu kontrollieren*“, die sich aus der spezifischen Stellung der (wissenschaftlichen) Beobachterin zu ihrem Gegenstand ergeben (Bourdieu, zitiert nach Raphael 1989, 81). In dem Sinne gilt es immer wieder darüber nachzudenken, ob/wie in der eigenen Forschungspraxis zur Reproduktion der binären Zweigeschlechterordnung beigetragen wird.

Das gilt umso mehr, als die Frauen- und Geschlechterforschung von Beginn an den expliziten Anspruch erhoben hat, ihre Erkenntnisinteressen und Forschungsvorhaben nicht von der politischen Praxis lösen zu wollen, die auf eine geschlechtergerechte Gesellschaftsordnung zielt. Einige Geschlechterforscherinnen haben ihre Forschung deshalb ausdrücklich als „feministisch“ bezeichnet.

Nicht zuletzt aufgrund dieser politischen Ausrichtung gab es in der deutschsprachigen Geschlechterforschung lange Zeit einen spezifischen „blinden Fleck“: Es wurde vorausgesetzt, dass *alle Frauen auf dieselbe Art und Weise unterdrückt und benachteiligt werden*. Vor allem in der „parteilichen“ Forschung, so wie sie bis in die Mitte der 1980er Jahre ausgeübt wurde, aber auch in späteren empirischen Analysen verallgemeinerten die Soziologinnen ihre Vorstellungen, die sie als (weiße) Mittelschichtfrauen von Emanzipation und Gleichberechtigung haben, für alle anderen Frauen.

Auch wenn dieser spezifische Verkennungseffekt in der jüngsten Vergangenheit nachhaltig diskutiert wurde, so bleibt die Selbstbefragung der schwierigste Aspekt einer kritischen Wissenspraxis. Es ist immer leichter die anderen Beobachter bei ihrer Beobachtung zu beobachten, als sich selbst dabei zu beobachten, wie man beobachtet. Schließlich geht es dabei immer auch um die eigenen Privilegien. Ich möchte Ihnen

deshalb an zwei Beispielen aus meiner eigenen Forschung zeigen, wie aus der Analyse von eigenen und fremden Verkennungseffekten Ergebnisse generiert werden können.

Verkennungseffekt 1: Unterschiede zwischen Frauen

Das erste Beispiel stammt aus meiner Monographie „Gattinnen. Die Frauen der Elite“ (Böhnisch 1999), in der es um die Frage ging, wie sich gesellschaftliche Eliten reproduzieren. Diese Studie basiert auf 20 qualitativen Interviews mit nicht berufstätigen Ehefrauen von Topmanagern. Ein Ausgangspunkt meiner Untersuchung waren einige auffällige statistische Daten: In Deutschland waren damals 96% aller Topmanager verheiratet und nur 22% ihrer Frauen gingen einem Beruf nach. Die meisten dieser Frauen hatten zwar wie ihre Männer eine Ausbildung oder ein Studium beendet, doch im Unterschied zu ihren Männern, die im Anschluss daran eine berufliche Karriere gemacht hatte, beendeten die Frauen spätestens mit der Geburt des ersten Kindes ihre Erwerbsarbeit. An diesen Zahlen hat sich bis heute nicht viel verändert.

Beim Entwurf meiner Untersuchung verstand ich diese Zuweisung marktvermittelter Erwerbsarbeit an Männer und „privat“ organisierter Arbeit an Frauen als eine wesentliche Bedingung einer strukturellen Benachteiligung von Frauen (Geschlecht als Strukturkategorie). Ich nahm also an, dass die Frauen von Topmanagern aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht spezifische Formen der Ausbeutung und Abhängigkeit erfahren. Diese Annahme impliziert auch eine bestimmte Idee davon, wie Gleichberechtigung oder Gleichheit zwischen den Geschlechtern hergestellt wird – nämlich über die Lohnarbeit der Frauen und ihre erfolgreiche Konkurrenz mit Männern. Als berufstätige Wissenschaftlerin war für mich selbstverständlich, dass sich ein unabhängiger weiblicher Lebensentwurf nur über die eigene Berufstätigkeit realisieren lässt.

Im Folgenden möchte ich Ihnen zeigen, wie in der Auseinandersetzung mit diesen Vorannahmen, die sich im Laufe der Arbeit immer mehr als „blinde Flecken“ entpuppten, die zentralen Ergebnisse generiert wurden. Ich greife exemplarisch auf ein Interview mit einer Frau zurück, die mit einem Bankvorstand verheiratet ist und drei Kinder hat. Die Interviewte und ihr Mann kommen beide aus großbürgerlichen Verhältnissen. Zu Beginn des Interviews erzählt diese Frau mir ihre Lebensgeschichte. Für unseren Kontext ist interessant, dass dies keine Erfolgsgeschichte ist. Zitat:

Ich hab' also eine wunderbare Schulzeit gehabt: Ich bin nämlich dreimal sitzen geblieben. Also ich hatte immer das Gefühl, anstrengen? Nein, ich nicht! Pflichten? Nein! Das übernimmt ja jemand anders. (...). Also ich war ein schwieriges Schulkind. Wechselte häufig die Schulen. Und ich hatte aber nie das Gefühl, dass das nun irgendwie gravierend schlimm wäre. Sondern es war eher lästig und ich hatte immer im Hinterkopf, ich will ja sowieso Schauspielerin werden.²

Dieser Ausbildungsweg ließe sich als ‚an Faulheit gescheitert‘ beschreiben. Doch diese Beurteilung würde einen Leistungsanspruch unterstellen, den diese Frau gar nicht hat und der auch nicht an sie heran getragen wurde. Nur so ist zu erklären, warum die Interviewte ihre Schulzeit in ironischem Tonfall trotz mehrmaligen Sitzenbleibens als „wunderbar“ beurteilt. Die schulische Ausbildung ist eine lästige, aber irgendwie zu absolvierende Pflicht. Mühsam schafft sie die mittlere Reife. Für ihre Berufswahl ist letztendlich eine Begabung ausschlaggebend. Sie habe immer gewusst, dass sie Schauspielerin werden

² Für die Antrittsvorlesung gekürztes Zitat, ausführlich in Böhnisch 1999: 87

wolle und habe auch Talent gehabt. Doch dieses Talent reicht offensichtlich nicht aus, um die Ausbildung zu schaffen. Denn als sie merkt, dass es nicht direkt um das Einstudieren großer Rollen ging, sondern um das Erlernen eines Berufes, verliert sie die Motivation. Die nötige harte Arbeit lag ihr fern. Anstoß für den Abbruch der Ausbildung gibt schließlich ein Freund, der zu ihr sagt: „Du solltest es lieber lassen, du wirst immer eine höhere Tochter bleiben.“ Sie habe heulend auf der Straße gestanden, wohl wissend, dass ihr Freund Recht hatte. Die anschließende Anstellung als Sekretärin in der Kanzlei eines Bekannten endet nach drei Monaten mit der Heirat eines Mannes, den sie dort kennengelernt hatte. Das ist auch zugleich das Ende ihrer Berufslaufbahn.

Interessant ist nun, dass sie auch diese Unfähigkeit, sich den Anforderungen einer Theaterausbildung zu stellen, nicht als Versagen darstellt. In ihrer Position als Tochter einer vermögenden Familie ist eine Ausbildung zweitrangig. Zentral ist etwas anderes: Es geht um die Frage, welche Konsequenzen dieser Abbruch der Ausbildung für ihre sozialen Netzwerke hat. Zitat:

Weil ich ja nun auch immer in diesen ganzen Gesellschaftskreisen die Schauspielerin war. „Ach wie toll, Sie sind Schauspielerin!“ Die anderen machten alle was anderes. Und ich hab' mich gar nicht getraut, jemandem zu sagen, dass ich nun nicht mehr Schauspielerin werde, weil ich immer dachte, das ist so eine persönliche Enttäuschung für die.³

Das Problem der abgebrochenen Ausbildung liegt also nicht in der Blamage, es nicht geschafft zu haben, sondern darin, kein „bunter Hund“ mehr zu sein. Als angehende Schauspielerin war sie in ihrem Bekanntenkreis etwas Besonderes, und man konnte sie als solche bewundern. Es ist der Interviewten nicht peinlich, dass ihre biographische Erzählung keine Erfolgsgeschichte ist. Im Gegenteil: Indem sie souverän die Brüche in ihrem Leben aufdeckt, führt sie die Bedeutung ihrer Herkunftsfamilie vor. Sie muss keine Leistung ‚beweisen‘, sondern genießt ihre Stellung. Sie ist besonders.

Dabei scheint sie die Einwände zu kennen, die vor allem berufstätige Frauen gegen den von ihr gewählten Lebensweg vorbringen. Einer „feministisch ausgerichtete“ Freundin, die nicht begreifen könne, warum sie mit ihrer Position als nicht berufstätige Ehefrau zufrieden sei, würde sie immer entgegen halten, dass es ihr doch aufgrund des Einkommens ihres Mannes möglich sei, die Dinge zu tun, die ihr Spaß machen. Was ihr wirklich Spaß macht, ist die Arbeit in einer Stiftung, die Stipendien an junge Literaten, Musiker und Künstler vergibt. Wichtig ist für sie nicht, was eine Frau macht und ob diese Tätigkeit bezahlt wird. Wichtig ist vielmehr, nicht in der Privatheit zu versinken. Da ihr Mann mit seinem Geld ermöglicht, dass sie ihre Vorlieben pflegen kann und sie mit diesen Tätigkeiten Zugang zur Öffentlichkeit hat, sieht sie kein Problem in der Abhängigkeit von ihm. Wie um diese Gelassenheit zu unterstreichen, sagt sie, sie wisse nicht mal, wie viel Geld ihr Mann verdient. Völlig erstaunt frage ich daraufhin:

Sie wissen nicht, wie viel Geld Ihr Mann verdient?

Nein.

Nicht?

Nein. Hab' ich mich auch nie dafür interessiert. Mir ist es auch egal.

Mein Erstaunen über das Desinteresse an der Höhe des Einkommens ihres Mannes geht von zwei falschen Implikationen aus: Zum einen ist diese Frau letztendlich nicht von dem

3 Die folgenden Zitate sind für die Antrittsvorlesung gekürzt, ausführlich in Böhnisch 1999: 88

Geld ihres Mannes abhängig. Da sie über ein eigenes familiäres Vermögen verfügt, gibt es keinen Grund, warum sie sich für das Testament ihres Mannes interessieren sollte. Zum anderen verdient ihr Mann so viel Geld, dass sie ihm gegenüber nicht jede ausgegebene Mark erklären muss. Aber über diese beiden Aspekte, die ihre gelassene Haltung gegenüber ihrer ökonomischen Lebenslage plausibel machen, spricht die Interviewte nicht. Statt dessen stellt sie ihre Unwissenheit über die Höhe des Einkommens ihres Mannes heraus und leistet es sich, ‚Anti-Feministin‘ zu sein. Das heißt: Während andere Frauen berufstätig sein müssen, um Geld zu verdienen, kann diese Frau es sich leisten, unentgeltlich außerhäuslichen Tätigkeiten nachzugehen. Das unterscheidet sie auch von anderen Hausfrauen, denen nichts anderes übrig bleibt, als mit dem Geld zu haushalten und die keine Zeit für außerhäusliche Tätigkeiten haben.

Diese Unterscheidung sowohl von berufstätigen Frauen als auch von Hausfrauen anderer Schichten taucht in vielen meiner Interviews auf. Dabei werten die Frauen die Hausarbeit als banale, wenig sinnvolle Arbeit ab. Frauen, die sich „nur“ um die Hausarbeit kümmern, werden als „Hausmütterchen“ bezeichnet. Das heißt, in die Bemühung, mir die Vorteile ihrer Position zu schildern, ist eine Distinktion von Frauen anderer Schichten eingelassen.

Das zeigte sich schließlich auch im Verhältnis zu mir. Die Frauen nahmen mir gegenüber eine freundliche, paternalistische Haltung ein. So sagte eine Befragte, sie hätte mir das Interview zugesagt, weil sie einer jungen Frau gerne bei ihrer Doktorarbeit behilflich sei.

Bezogen auf das Thema der Reflexivität lässt sich festhalten: Ich bin beim Entwurf meiner Untersuchung von den strukturellen Problemen ausgegangen, die in unserer Gesellschaft für nicht erwerbstätige Frauen bestehen, die für die unentgeltliche familiäre Arbeit zuständig sind und damit materiell von ihren Ehemännern abhängen. Und ich ging von der Annahme aus, Gleichheit zwischen Frauen und Männern würde sich über die Berufstätigkeit beider herstellen. Das Geschlecht der sozialen Akteurinnen nahm ich also in den Blick, indem ich fragte, wem welche Sphäre und Arbeit zugewiesen wird. Frauen übernehmen *als Frauen* die nicht entlohnte Hausarbeit. Doch statt von Frau zu Frau über ihr Leben als nicht berufstätige Ehefrau und die für die Hausarbeit typischen Probleme zu sprechen, machen die von mir interviewten Frauen deutlich, dass sie nicht berufstätig sein *wollen* und stellen die individuellen Privilegien heraus, die ihnen aus ihrer Lebenssituation erwachsen. Anstatt sich als Hausfrau zu definieren, sprechen sie von den Vorteilen, die sie als nicht berufstätige Ehefrauen von Topmanagern genießen. Sie definieren einen schichtspezifischen Status als nicht berufstätige Ehefrau. Vor dem Hintergrund dieser Privilegien ist zu verstehen, warum die Frauen mehr Interesse an dem Erhalt ihres Status als Ehefrau/Mutter/Hausfrau haben als an einer eigenen beruflichen Karriere und/oder der Emanzipation von ihren Männern. Der Emanzipationsanspruch der gebildeten Mittelschichtfrauen ist für diese Frauen irrelevant. Diese Frauen wollen an ihrer Situation nichts ändern. Für sie ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vielmehr eine Voraussetzung für ihren gesellschaftlichen Status. Dieses Selbstverständnis konnte ich nur herausarbeiten, weil ich meine eigene Position und die mit ihr verbundenen blinden Flecken systematisch im Rahmen der Auswertung meines Materials reflektiert und interpretiert habe.

Zum Zeitpunkt als meine Studie erschienen ist, sprachen in der deutschsprachigen Geschlechterforschung nur wenige von der Intersektionalität. Mittlerweile ist es für die meisten Geschlechterforscher_innen selbstverständlich geworden, von der Verwobenheit

verschiedener Formen symbolischer Herrschaft auszugehen. Man könnte auch sagen, in der Zwischenzeit ist aus der Kritik an dem „blinden Fleck“ und den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten der Frauenforschung ein ganzes Forschungsgebiet entstanden, in dem es darum geht, Unterschiede zwischen Frauen und zwischen Männern sowie unterschiedliche Formen der geschlechtlichen Existenzweise, der Sexualität, des Feminismus nicht nur wahrzunehmen, sondern in der Analyse auch als gleichwertig anzuerkennen.

Anhand meiner Untersuchung über die Eliten habe ich vor allem verdeutlicht, welche Form von Ergebnissen produziert wird, wenn die Reflexion des eigenen Standpunkts in die Analyse des Materials mit einbezogen wird. Wenn man dieses Vorgehen auf einen allseits bekannten Begriff bringen will, so bietet sich hierfür „Ideologiekritik“ an. Sie gehört zum festen Repertoire der Geschlechterforschung. In einem letzten Schritt möchte ich nun zeigen, dass aber auch mit dieser Perspektive „blinde Flecken“ verbunden sind.

Verkennungseffekt 2: „Falsches Bewusstsein“ der sozialen Akteur_innen über ihre gelebten Geschlechterverhältnisse

Diesen Verkennungseffekt möchte ich Ihnen an einem Aspekt verdeutlichen, der in der Geschlechterforschung allgemein als besonders charakteristisch für die aktuellen Geschlechterverhältnisse erachtet wird: die Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel.

Der Bereich der privaten Lebensführung wird in der wissenschaftlichen Debatte als einer der zentralen Orte angesehen, an dem sich sowohl grundlegende Veränderungen als auch starke Beharrungstendenzen beobachten lassen. Einerseits begreifen zunehmend mehr Frauen und Männer ihre Beziehung als Partnerschaft von Gleichen, in der sie alle Formen der Arbeit (Erwerbs-, Fürsorge- und Hausarbeit) ausüben. Andererseits weisen statistische Indikatoren auf eine zähe Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung hin. Frauen verrichten trotz zunehmender Erwerbsbeteiligung immer noch den Großteil der Haus- und Erziehungsarbeit.

Der hier interessierende Punkt ist, wie diese Gleichzeitigkeit von Altem und Neuem interpretiert wird. Dominant ist in der Geschlechterforschung ein ideologiekritischer Blick, der den Wandel in erster Linie auf der normativen Ebene ansiedelt. Aufgrund der Diskrepanz zu den traditionellen Alltagspraxen wird hier von einem falschen Bewusstsein der sozialen Akteur_innen gesprochen.

Diese Annahme dominiert seit dem Ende der 1990er Jahren die Untersuchungen zur familialen Arbeitsteilung. So stellen Koppetsch, Burkhart (1999) in „Die Illusion der Emanzipation“ fest, dass Paare quer durch alle sozialen Milieus von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung sprachen. Aber gemessen an der Menge der übernommenen Hausarbeit erwiesen sich die meisten untersuchten Arrangements als traditionell. Hausarbeit wurde also trotz des Anspruchs einer gerechten Arbeitsteilung immer noch überwiegend von Frauen verrichtet. Die Männer halfen allenfalls mit. Und selbst dabei war Anleitung und Druck der Partnerinnen notwendig. Auch wiederholten sich in den von Männern übernommenen Tätigkeiten geschlechtliche Zuschreibungen: Männer schleppten schwere Getränkekisten und übernahmen die grobe Reinigung der Wohnung. Anhand von ‚häuslichen Heldentaten‘, wie Bügelmarathons und Großeinkäufen, demonstrieren sie ihre überlegene Kompetenz. Resümierend stellten Koppetsch/Burkhart fest, dass die von ihnen untersuchten Paare gerade *nicht* auf eine „symbolische Markierung der Geschlechtergrenzen bei den häuslichen Aktivitäten“ (ebd.: 210) verzichteten. Für Koppetsch/Burkhart war letztendlich ein zentraler Punkt, dass die Paare ihre Partnerschaft

trotz dieser geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung als gleichberechtigt beschreiben. So gesehen täuschen sich die Frauen und Männer über ihr eigenes Tun. Diese Illusion der Emanzipation hat weitreichende Konsequenzen, da sie die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zunehmend unsichtbar macht. Das wird noch dadurch verschärft, dass die Arbeitsteilung nicht mehr konventionell vorgeschrieben ist, sondern mit dem Gefühl der freien Wahl geschieht.

Die blinden Flecken der ideologiekritischen Analyse

Diese ideologiekritische Analyse macht auf wichtige Zusammenhänge aufmerksam. Gleichzeitig hat sie aber eine Reihe von „blinden Flecken“, die ich nun darstellen möchte. Der zentrale Punkt ist aus meiner Perspektive, dass in diesen Analysen die normativen Kriterien der Soziolog_innen verallgemeinert werden. Es wurde nämlich bislang nicht untersucht, was die sozialen Akteur_innen genau meinen, wenn sie von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung sprechen. Vielmehr wird unterstellt, dass Paare von einer Verteilungsgerechtigkeit sprechen, die dann erfüllt ist, wenn beide gleich viel Arbeit im Haushalt erledigen. Aus der Perspektive der Soziolog_innen zählt quasi nur die messbare Anzahl der im Haushalt geleisteten Arbeitsstunden. Diese Verallgemeinerung der eigenen Annahmen über eine gerechte Arbeitsteilung hat zur Folge, dass eine Reihe alltäglicher Erfahrungen sowie die innere Logik alltäglicher Praxis nicht sichtbar werden können. Das möchte ich an meiner Untersuchung verdeutlichen, die unter dem Titel „Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung“ (König 2012) erschienen ist.

In dieser Untersuchung habe ich Paare interviewt, die unterschiedlichen sozialen Milieus angehören und deren Kindern weniger als 10 Jahre alt sind. Das Material besteht aus qualitativen Interviews, in denen die Paare vor allem in Form einer Geschichte erzählen, wie sie zu dem jeweiligen Arrangement gekommen sind, in dem sie die anfallende Haus-, Erziehungs- und Erwerbsarbeit erledigen.

Das Ideal einer ‚gerechten Arbeitsteilung‘ findet sich auch in meinem Material. Viele Paare sagen, dass „schon immer klar war“, dass sie die Arbeit teilen. Gemessen an den tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden im Haushalt könnte man auch diesen Paaren ein falsches Bewusstsein nachweisen. Doch in den Antworten auf meine Frage, was sie genau mit einer gerechten Arbeitsteilung meinen, wird deutlich, dass es den Paaren bei dem Anspruch der Arbeitsteilung in erster Linie nicht um das jeweilige quantitative Pensum geht. Entscheidend ist aus der Sicht der Paare vielmehr, dass beide für die reproduktiven Tätigkeiten *Verantwortung übernehmen* und beide die Möglichkeit haben, *alle Formen der Arbeit auszuüben*.

So sagt ein Alleinernährer, dass es nicht seinem Ideal entspricht, 100% erwerbstätig zu sein. Er möchte mehr Zeit mit seinen Kindern verbringen und „*wirklich einander genießen können als Familie*“. Sein Ideal ist, dass sie beide 50% erwerbstätig sind. Oder eine Frau sagt, ihr Mann würde sich zwar um die Kinder kümmern, aber er würde sich immer darauf verlassen, dass sie den Überblick hat, was gerade ansteht. Diese Delegation der Verantwortung empfindet sie als ungerecht – nicht die Anzahl der Stunden, die ihr Mann mit den Kindern verbringt.

Stellt man dieses Verständnis von gerechter Arbeitsteilung als Verantwortung beider Partner_innen in Rechnung, so tritt die Konsistenz von alltäglichen Praxen und normativen Vorstellungen in den Vordergrund. Das lässt sich an einem Interview mit einer selbständigen Grafikerin verdeutlichen, deren Mann auch selbständiger Grafiker ist.

Sie sagt:

Wir mussten nie Regeln aufstellen. Das hat einfach mit dem Engagement beider zu tun. Wenn der eine viel Arbeit hat, macht automatisch der andere mehr im Haushalt. Also wir haben keine Rollenteilung in dem Sinne: Der macht das immer und der andere macht dies. Der kocht dienstags und der freitags. Nein, manchmal kocht der, der zuerst hungrig ist oder der, der mehr Erbarmen hat.⁴

Das Gefühl eines „ausgeglichenen Zustandes“, wie diese Frau es nennt, stellt sich weniger aufgrund einer exakten Berechnung der jeweils geleisteten Arbeitsstunden her. Ausschlaggebend ist vielmehr die stete Erfüllung von Arbeiten. Solange beide ohne Aufforderung durch die oder den anderen Arbeiten übernehmen und den Erfordernissen der jeweiligen Situation entsprechend handeln, rechnet das Paar die jeweils geleisteten Arbeitsstunden nicht auf. Der zentrale Punkt ist: Beide fühlen sich für den Haushalt und das Kind verantwortlich und berücksichtigen in ihrem eigenen Handeln die Möglichkeiten und Interessen des jeweils anderen.

Mit diesem Fokus auf das Verständnis der sozialen Akteur_innen von Arbeitssteilung und ihrem Leben als Frau und als Mann werden schließlich auch noch weitere Veränderungen sichtbar: Auch wenn diese Paare nicht notwendig gleiche Mengen an Hausarbeit erledigen, so verändern sich die Selbstverständlichkeiten der geschlechtlichen Zuständigkeit doch maßgeblich. In einem solchen Arrangement macht das regulative Ideal der ‚guten Hausfrau‘, die alleine für den Haushalt zuständig ist, die Arbeit für die anderen Familienmitglieder erledigt und das zudem noch möglichst unsichtbar, keinen Sinn mehr.

Wenn zwei Menschen für dieselbe Arbeit verantwortlich sind, verdoppeln sich allerdings auch die Vorstellungen darüber, wie sie erledigt werden soll. Zum Alltag dieser Paare gehören Konflikte darüber, was gebügelt werden soll, wann und wie oft geputzt und aufgeräumt werden soll, welche Lebensmittel wo eingekauft werden sollen usw.

In all diesen Konflikten ist für die Paare *erlebbar*, dass das Ideal einer ‚gerechten Arbeitsteilung‘ unerreichbar ist – die Interviewten machen sich darüber keine falschen Illusionen. Das Problem liegt aus der Perspektive der Befragten eher in der Gesamtmenge der zu leistenden Arbeit. Die ist einfach zu groß. Die Grafikerin sagt:

„Manchmal hat man das Gefühl, man macht unheimlich viel und dass es immer noch mehr ist, aber beide haben dieses Gefühl“ (König 2012: 78).

Für die meisten dieser Paare liegt es deshalb nah, einen Teil der Hausarbeit an andere Frauen gegen Geld zu delegieren. Es sind diese anderen Frauen, die es den Paaren ermöglichen, eine gerechte Arbeitsteilung zu realisieren.

Trotz dieser Delegation eines Teils der Hausarbeit bleibt ein Problem ungelöst: Wenn alle immerzu arbeiten, ist unklar, wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von der Arbeit erholen soll. Infrage steht die Reproduktion der Arbeitskraft.

Fokussiert man nur diese als Doppelbelastung bezeichnete Situation der Frauen und Männer, übersieht man allerdings einen weiteren wichtigen Punkt: die Bedeutung von Hausarbeit verändert sich. Gerade weil diese Frauen und Männer nicht *ausschließlich* für die Haus- und Fürsorgearbeit zuständig sind, haben sie ein genuines Interesse an diesen Tätigkeiten. Der Partner der oben zitierten Frau erzählt beispielsweise, Bügeln sei

⁴ Für die Antrittsvorlesung gekürztes Zitat, ausführlich in König 2012: 68

eine Tätigkeit, die ihm Distanz zu seiner Erwerbsarbeit ermöglichen würde. Er könne dabei gut abschalten. Während es für die ‚gute Hausfrau‘ schwierig bis unmöglich ist, zu ihrer Arbeit Distanz herzustellen, ist die Hausarbeit hier Mittel der Distanzierung von der Erwerbsarbeit.

Interessanterweise distanzieren sich viele Interviewte, die alle Arbeiten übernehmen, auch von der Erwerbsarbeit bzw. sie weisen ihr vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Familie eine andere Bedeutung zu. Das wird in folgendem Zitat aus dem Interview mit einem Professor gut deutlich, der seit der Geburt des zweiten Kindes Alleinernährer ist:

„Herrgott, ich sitze in diesem Büro und mache irgendwelchen Mail Kram und lese langweilige Bücher und ich könnte zu Hause sein und mit meinen Kids spielen, das wäre viel sinnvoller und schöner“ (König 2012: 123).

Man kann dies als ein Lippenbekenntnis bezeichnen, das an der alten Geschlechterordnung wenig ändert. Dann übersieht man aber die Veränderungen, die sich gegenwärtig in dem Selbstverständnis abzeichnen, welches Frauen und Männer von sich haben. Und man übersieht, wie sich in diesen Vorstellungen vom Leben als Frau und als Mann auch die Vorstellungen von Beruf, Familie, Vaterschaft und Mutterschaft allmählich verändern. Wenn man sich auf diese Aspekte einlässt, wird besonders deutlich, dass Mannsein und Frausein nicht nur Dimensionen sozialer Ungleichheit sind, sondern es sich vor allem auch um bestimmte Arten zu leben handelt. Geschlecht ist, mit Andrea Maihofer gesprochen, eine Existenzweise.

Eine reflexive Wissenspraxis, so kann festgehalten werden, zeichnet sich genau dadurch aus, dass sie nicht die eigenen Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen zum Maßstab der Beobachtung macht, sondern einen Raum eröffnet, in dem die alltäglichen Erfahrungen der sozialen Akteur_innen sagbar sind und in der Analyse auch sichtbar gemacht werden.

Das ist gar nicht so einfach. Letztendlich ist es hierfür notwendig, die Historizität und Kontingenz des eigenen Denkens anzuerkennen. Mit Foucault könnte man sagen: Es geht um nichts Geringeres als um die „kritische Arbeit des Denkens an sich selber“ (Foucault 1989: 15f.). Wenn man aber anders denken will als man denkt und anders wahrnehmen möchte, als man sieht (ebd.), muss man Abstand von der Rechtfertigung dessen nehmen, was man schon weiß. Und das scheint gerade Wissenschaftler_innen häufig schwer zu fallen.

Literatur

- Böhnisch, T. 1999. Gattinnen. Die Frauen der Elite. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, P. 1991. Leçon sur la leçon. In: Ders.: Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp. 47-81.
- Bourdieu, P. 2005. Die männliche Herrschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Duden, B. 1991. Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und sein Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, M. 1989. Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, E. 2001. Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag. 105-158.

- Honegger, C. 1991. Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750-1850. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- König, T. 2012. Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, C. und Burkart, G. 1999. Die Illusion der Emanzipation. Konstanz: UVK.
- Laqueur, T. 1996. Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. München: Dt. Taschenbuch-Verlag.
- Maihofer, A. 1995. Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt: Helmer.
- Meulenbelt, A. 1993. Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Nickel, H. M. 2000. Sozialwissenschaften. In: von Braun, C./Stephan, I. (Hg.): Gender-Studien: Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: Metzler. 130-141.
- Raphael, L. 1989. Klassenkämpfe und politisches Feld. Plädoyer für eine Weiterführung Bourdieuscher Fragestellungen in der Politischen Soziologie. In: Eder, K. (Hg.). Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Frankfurt: Suhrkamp. 71-110.

Dr. Tomke König

Professorin für Geschlechtersoziologie
Universität Bielefeld
tomke.koenig@uni-bielefeld.de